

BESPRECHUNGSAUFSATZ

Thomas Gutschker

Lob der Gegensätze – Henning Ottmann durchforstet die Geschichte des politischen Denkens

Henning OTTMANN: Geschichte des politischen Denkens. Von den Anfängen bei den Griechen bis auf unsere Zeit.

Bd. 1: Die Griechen. Teilbd. 1: Von Homer bis Sokrates. Stuttgart/Weimar 2001. Metzler. 19,90 EUR.

Teilbd. 2: Von Platon bis zum Hellenismus. Stuttgart/Weimar 2001. Metzler. 19,90 EUR.

Bd. 2: Die Römer und das Mittelalter. Teilbd. 1: Die Römer. Stuttgart/Weimar 2002. Metzler. 19,90 EUR.

An Monographien, Handbüchern, Sammelwerken und Gemeinschaftsstudien zur politischen Ideengeschichte herrscht im deutschen Sprachraum kein Mangel. Ein Werk aus einem Guss, sprich: aus der Feder eines Autors, das den gesamten Horizont westlichen Denkens umspannt, das gab es bislang aber nicht. Der letzte, der sich an einem solchen Mammutvorhaben versuchte, war Eric Voegelin. Mehr als tausend Seiten hatte der Politikwissenschaftler im amerikanischen Exil schon verfasst, über zehn Jahre Arbeit, als er 1951 aufgab – um mit neuem systematischen Ansatz von vorn zu beginnen. Doch gelangte das neue Vorhaben nicht über die Geschichte der ökumenischen Reiche hinaus, weil Voegelin mit fortschreitender Arbeit seine Hypothesen verfeinerte und am liebsten wieder bei Null anfangen hätte. Dieses Scheitern war zwar philosophisch bedeutsam und ruhmvoll, aber es scheint zwei Generationen von Akademikern davon abgehalten zu haben, selbst den großen Wurf zu wagen.

Henning Ottmann hat nun als erster einen neuen Anlauf gewagt: zu einer Geschichte des politischen Denkens von Homer bis in die Gegenwart. Von den geplanten sechs Teilbänden liegen die ersten drei vor, tausend stattliche Seiten, die den Leser bis zum Untergang des heidnischen Roms, an die Schwelle zu Augustinus führen. Es ist gewiss kein Zufall, dass dieses Werk in jenem Umfeld entstanden ist, das Eric Voegelin nach seiner Rückkehr in die Heimat maßgeblich geprägt hat: dem Geschwister-Scholl-Institut, an dem Ottmann studiert hat und heute selbst lehrt. Der Verfasser bekennt sich im programmatischen Vorwort zur »neoklassischen Philosophie« und zur »Hochschätzung der Antike und der klassischen Politik«.

Gleichwohl schreibt Ottmann anders als Voegelin keine Geschichte der politischen Ideen als Symbole der Transzendenzerfahrung bzw. deren Verlusts. Diese Geschichte musste bei den frühen Hochkulturen einsetzen, bei denen politische und kosmische Ordnung auf kompakte Weise einander entsprachen. Und sie musste den Texten des Alten Testaments einen besonderen Stellenwert zugestehen. Wo Voegelin

der Spannung zwischen einem transzendenten Seinspol und weltimmanenter Ordnungssuche nachgeht, setzt Ottmann bei der Emanzipation der politischen von der kosmischen Ordnung ein: in der griechischen Polis. Erst die Griechen hätten Politik in einem anspruchsvollen Sinn begründet, schreibt er, »weil erst bei ihnen das Handeln-Können und die Verantwortlichkeit, die Wahlfreiheit und das Subjekt entdeckt worden sind«. Ihr Mangel an »Seinsspannung«, der Voegelin viel Kopfzerbrechen und manches interpretatorische Abenteuer abverlangt hatte, erscheint in dieser Optik nicht als Verlust, sondern als Gewinn. Das griechische Interesse richtet sich ganz auf die schwankende Menschenwelt, und die Welt der Götter ist zwar anders, aber eben nicht ganz anders als diese.

Zwei Konsequenzen folgen aus diesem Politikverständnis, die die Unterschiede zwischen Ottmann und Voegelin noch stärker hervortreten lassen. Wenn die Erfahrung politischen Handelns im Mittelpunkt steht, kann sie nicht allein aus philosophischen Quellen rekonstruiert werden. Denn jene, die sich vor allem der Theorie verschrieben haben, unterliegen im Feld der Politik zumindest dem Verdacht einer »déformation professionnelle«. Deshalb schreibt Ottmann eine Geschichte des politischen Denkens und bezieht Schriftsteller und Historiker ebenso ein wie Verfassungsgeber und Redner. Mit diesem Ansatz bleibt er der neoklassischen Philosophie verpflichtet, nun allerdings Hannah Arendt und nicht Eric Voegelin. Die andere Differenz betrifft das Geschichtsverständnis. Voegelin musste die Moderne verwerfen, weil er die Säkularisierung mit der Immanentisierung des Eschaton gleichsetzte. Ottmanns Ansatz lässt hingegen zu, auch die Lichtseite der Neuzeit zu würdigen: das Streben nach humaner und politischer Autonomie.

Im ersten Band erarbeitet der Verfasser mehr als nur das politische Denken der Griechen. Er gewinnt daraus normative Kategorien, die sein Urteil über alle folgenden Epochen leiten. Die griechische Kultur sei, so Ottmann, »von der Spannung von Exzellenz und Gleichheit, von Wettstreit und Kooperation, von herausragendem Selbstbewusstsein und dem Streben nach Maß und Mitte geprägt«. Diese Lesart ist Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche verpflichtet, wo sie das Agonale herausstellt. Sie meidet aber deren Vorurteil für das Aristokratische, indem sie auf die Koexistenz von herausragenden Persönlichkeiten und gemeinschaftlichem Handeln pocht. Für eine lebendige republikanische Ordnung ist nach Ottmanns Überzeugung entscheidend, dass die Spannung nicht einseitig aufgelöst wird. Wenn die Exzellenz ohne Respekt vor der Gleichheit Oberhand gewinnt, wird Politik zu einer Sache der wenigen – und dieser Verlust an Quantität schlägt um in eine Ausdünnung der Qualität. Wenn umgekehrt die Gleichheit keine individuelle Auszeichnung mehr zulässt, führt dies zu Nivellierung und Gleichmacherei. Für den Aufweis dieses zweiten Phänomens muss der Leser auf jenen Teil der Geschichte warten, der nach der Französischen Revolution spielt. Für das erste Phänomen bietet hingegen schon der Band über Rom reichhaltiges Anschauungsmaterial.

Ottmann deutet den Aufstieg der Polis zu einer bis heute vorbildlichen bürger-schaftlichen Ordnung als Öffnung einer aristokratischen Kultur für demokratische Werte. Dieser Bewegung entspricht ein abnehmendes Interesse an der Götterwelt und ein zunehmendes am genuin menschlichen Leistungsvermögen – der Weg vom

Mythos zur Philosophie. Ottmann lässt sie mit Homer beginnen, bei dem das Schicksal nicht mehr als unentrinnbare Macht erscheine, sondern die Wahl lasse, wie jemand leben oder sterben wolle. Wiewohl Ilias und Odyssee die Wertvorstellungen der Adelswelt zum Ausdruck bringen, trägt Ottmann Indizien zusammen, die deren Fragilität erkennen lassen. In Hesiods Theogonie findet er dann schon die Grundlagen einer guten Ordnung für alle: Eunomia, Dike, Eirene – hier noch die Töchter des Zeus, aber bereits für Solon die Säulen seiner politischen Reformen. Auch vermag Hesiod Arbeit und Handwerk als notwendige Bedingungen menschlicher Existenz anzuerkennen. Mehr als ein Jahrhundert später ficht der Dichter Theognis schon gegen die Umwertung der Werte. Ottmann interpretiert dies als Verhärtung des aristokratischen Ethos, eine letzte Reaktion auf den unvermeidbaren Niedergang des Adels.

Ihre volle Entfaltung erreicht die Polis in Athen, unter der Regierung des Perikles. Ottmann übernimmt diese klassische Selbstdeutung der Athener. Folglich gilt ihm die Gefallenenrede des Perikles, die Thukydides (auf-)geschrieben hat, als »Höhepunkt des griechischen politischen Denkens vor der klassischen politischen Philosophie«. Freiheit und Respekt vor dem Gesetz, Leistung und Erholung, Offenheit durch Handel und Autarkie, militärischer Drill und kulturelles Leben, Sorge für das Eigene und Sorge für das Gemeinsame, Voraussicht und Wagemut, Beratung und Entschlossenheit – wo Sparta stets nur eine Seite kennt, gelingt es Athen, die Gegensätze spannungsreich zu verbinden. Die Demokratie als »Einheit der Gegensätze«, das ist die begriffliche Explikation jener Norm, an der Ottmann die gesamte Geschichte des politischen Denkens messen will. Dass die Gefallenenrede Athen ebenso verherrlicht wie sie seinen Imperialismus beschönigt, lässt er gelten, ohne es als prinzipiellen Einwand anzuerkennen.

Politisch entspricht der Vereinigung der Gegensätze die Theorie der Mischverfassung, der Ottmann zu Recht besondere Aufmerksamkeit schenkt. Zunächst muss er sich einem vermeintlichen Widerspruch stellen, denn Platon und Aristoteles nennen als Vorbild einer solchen Verfassung ausgerechnet Sparta. Für Ottmann ist dies hingegen Athen; Sparta deutet er als gemäßigte Monarchie. Sodann verwendet er die Mischverfassungstheorie, um den Platon der *Nomoi* gegen den Platon der *Politeia* zu rehabilitieren. Wo das frühere Werk das unkontrollierte Philosophenkönigtum als Ideal ausgibt und ihm die anderen Stände einfach unterordnet, findet Ottmann im späteren »Mitte und Maß, Mischung und Mischverfassung, Amtskontrollen und ein ganzes System von checks and balances«. Platon mischt sowohl Institutionen der Demokratie (Volksversammlung) mit solchen der Aristokratie (Gesetzeswächter, Erziehungsminister) als auch Verfahren der einen (Los) mit solchen der anderen (Wahl). Ottmann verschweigt nicht, dass dieses Modell immer noch starke oligarchische Schlagseite hat, verteidigt Platon aber gegen Poppers Totalitarismus-Vorwurf.

Vom späten Platon ist der Weg zu Aristoteles und zu dem in der Politik entworfenen Modell der *Politie* nicht mehr weit. Ottmann erweist sich in seiner Hochschätzung von Buch IV als gelehriger Schüler Dolf Sternbergers, der darin das Wesen des modernen Verfassungsstaats wiedererkennen wollte. Beiden liefert Aristoteles das Argument über den Zusammenhang von Quantität und Qualität der Bürgerbe-

teilung, wenn er darlegt, dass sich die Vielzahl der Meinungen und Tugenden zu einer Einsicht verbinde, die jedem einzelnen überlegen sei. Außerdem reflektiert er die ökonomischen Bedingungen eines gelungenen Ausgleichs von Oligarchie und Demokratie.

Ottmann deutet Aristoteles insgesamt als jenen Philosophen, der die »platonische Kulturrevolution« – von der Dichterkritik bis zur Enteignung der Bürger – rückgängig macht und die Polis wieder in ihr Recht setzt. Er hebt die Modernität des Stagiriten hervor, indem er die Trennung von Metaphysik und Politik bzw. Ethik herausarbeitet und das Streben nach Pluralität im einen wie im anderen Bereich. Wesentlichen Lehrstücken stimmt er zu: dem Maßhalten beim Handeln, der Bedeutung der Klugheit, der Rolle der Freundschaft, der Einordnung des theoretischen in das politische Leben und den Theoremen vom Menschen als politischem wie sprachlichem Lebewesen. Kein anderer Denker kommt in den ersten drei Bänden so gut weg wie der Stagirit, dessen Werk allein die Hälfte des zweiten Teilbandes gewidmet ist.

Wie sehr die Griechen – und hier eben besonders Aristoteles – für Ottmann die Norm setzen, lässt schon der folgende Teilband über die Römer erkennen. Die gesamte Geschichte Roms, von der Blüte der Republik bis zum Untergang des heidnischen Cäsarentums, stellt sich dar als Verfallsgeschichte. »Die bei den Griechen lange Zeit funktionierende Balance zwischen aristokratischem Streben nach Exzellenz und bürgerlichem Bewusstsein der Gleichheit und Gemeinsamkeit hat sich in Rom nie einstellen wollen« – das ist der durchgehende Tenor der Untersuchung. Ottmann weist die seit Polybios verbreitete These zurück, das römische Regierungssystem habe einer Mischverfassung entsprochen. Von Anfang an habe die Nobilität den Ton angegeben, ohne dass sich je demokratische Gleichheit eingestellt hätte. Der Übergang zum Prinzipat ist dann kein radikaler Bruch mehr mit bürgerlichen Traditionen, sondern nur die Übersteigerung eines hypertrophen Standesbewusstseins. Was das 19. Jahrhundert als höchste Stufe imperialer Machtentfaltung gefeiert hat, erscheint bei Ottmann als Untergang der Politik im anspruchsvollen Sinn. Rom – der Musterfall für die einseitige Auflösung der Spannung zwischen Aristokratie und Demokratie bis zum Extrem der Herrschaft nur noch eines Mannes.

Kann es da noch Lichtblicke geben? Ottmann führt zweierlei an: zum einen das hohe Ansehen des politischen Lebens, zum anderen die Humanität. Beides geht freilich nicht recht zusammen, haben Menschenfreundlichkeit und Bildung ihren Ort doch eher im Privaten. »Ein allzu eifriges Bildungsstreben passt zu einem römischen Aristokraten und Feldherrn nicht«, urteilt der Verfasser. Mit dieser Einschränkung wird Cicero zur Lichtgestalt des Bands über die Römer. Ottmann arbeitet sehr schön heraus, wie dieser platonisch-aristotelisches Gedankengut auf römische Füße stellt, als »Republikaner in einer untergehenden Republik« aber auf verlorenem Posten steht.

Die zweite Hälfte des Römer-Buchs behandelt den Aufstieg des Christentums, dessen frühe Texte Ottmann in origineller Weise politisch liest. Die Zinsperikope – »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist« – wird so zum Ausgangspunkt der späteren Zwei-Reiche-Lehre. Stellen, die unmittelbar politisch zu

sein scheinen, entschärft der Verfasser hingegen. Die Gebote der Feindesliebe und des Gewaltverzichts in der Bergpredigt seien eher auf Glaubensfeinde gemünzt als auf politische Feinde. Und der obrigkeitsstaatliche Einschlag des Römerbriefs sei nicht so prinzipiell gemeint, wie er später oft verstanden wurde. Ottmann zieht die Apokalypse des Johannes heran, um das Recht zum Widerstand gegen eine Vergöttlichung weltlicher Macht zu begründen. Die Leistung der christlichen Botschaft besteht nach seiner Auffassung darin, Politik von der Zumutung zu entlasten, das letzte Ziel menschlichen Handelns zu sein. Hier deutet sich schon die große Linie seiner Augustinus-Interpretation an, mit der der Teilband über das Mittelalter anheben soll, dessen Erscheinen für dieses Jahr angekündigt ist. Man ahnt, dass diese Auslegung den Weg bahnen wird für eine spannungsvolle Vermittlung von antikem und christlichem Erbe.

Auch wer den systematischen Ansatz Ottmanns nicht teilt, wird zugestehen müssen, dass der Autor ihn mit bestechender Stringenz in den vorliegenden Bänden entwickelt und durchhält. Das wäre selbstredend niemals gelungen, wenn mehrere Autoren geschrieben hätten. Dem Leser öffnen sich so – auch durch stete Quer-, Vor- und Rückverweise – ganz neue Perspektiven auf die Geschichte des politischen Denkens der Antike, gewiss auch auf die des Mittelalters und der Neuzeit, wenn die entsprechenden Bücher erst einmal vorliegen. Noch nie zuvor sind so viele unterschiedliche Quellen zusammengetragen und systematisch erschlossen worden – und das stets in einem klaren und diskursiven Stil, der seinesgleichen sucht. Deshalb werden nicht nur Politikwissenschaftler und Philosophen, sondern auch Historiker, Literaturwissenschaftler, Altphilologen und Theologen ihre Freude an diesem Werk haben.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Martin Sebaldt, Professor für vergleichende Politikwissenschaft an der Universität Regensburg

Prof. Dr. Hiltrud Naßmacher, apl. Professorin an der Universität Oldenburg

PD Dr. Manfred Mai, Privat-Dozent für Soziologie an der Universität Düsseldorf und Ministerialrat im Ministerium für Wissenschaft und Forschung, NRW

Dr. Robert Chr. van Ooyen, Dozent für Politikwissenschaft an der Fachhochschule des Bundes, Lübeck

Dr. Christian List, Lecturer in Political Science, LSE, London

Dr. Anne Sliwka, wissenschaftliche Assistentin am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaften der Universität Erfurt

PD Dr. Carlo Masala, wissenschaftlicher Assistent am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Köln

Dr. Thomas Gutschker, Ressortleiter beim Rheinischen Merkur, Bonn